SEIN ZWEITES LEBEN

Als Kleinkind erlitt Tristan Meier Misshandlung und Gewalt. Behörden brachten ihn in ein Heim. Kein Mensch achtete auf ihn, niemand sah seine Verletzungen. Bis ein Ehepaar sich seiner annahm

Von Jan Rübel; Fotos: Sascha Montag



Sie fanden sich erst spät wieder: die Brüder Tom Müller und Tristan Meier (r.) auf einem ihrer regelmäßigen Spaziergänge

Ein nebliger Morgen in einer Stadt im Sauerland. Gerade hat Tristan Meier* seine Wohnungstür abgeschlossen, er steigt die Treppen hinab, da hält ihn etwas auf: eine Hand auf seiner Schulter. „Wart mal“, sagt ein Nachbar zu ihm. Meier, ein kräftiger Mann mit Brummbärblick, zuckt zusammen, seine Pupillen weiten sich, wie vor Schreck. Dabei will der Nachbar ihn bloß nach einem Besen fragen.

„Sorry“, sagt Meier, „hab mich nur erschrocken.“ Er wirkt dabei, als habe ihn der Mann gekniffen. Das hat er auch, unwissentlich. An einem Ort, den man nicht sieht. In einem Inneren, das Meier nicht erinnert. Aber sein Körper tut das schon.

31 Jahre ist es her, dass Tristan Meiers Leben begann. Mit einer Mutter, die kein Zuhause kannte. Die trank und deren Mutter auch trank. Einen Vater gab es nicht.

27 Jahre ist es her, dass er in ein Kinderheim kam. In einem Gutachten steht: „weil er verwahrlost war und Gewalt erlitten hatte“. Da war er vier.

23 Jahre ist es her, dass ein Psychologe dem Jugendamt anriet, Meier zur Therapie zu schicken. Und er keine Therapie bekam. Da war er acht.

16 Jahre ist es her, dass ein Gerichtsgutachten empfahl, Meier Medikamente zu geben. Und dass er drei Jahre später Medikamente bekam. Da war er 18.

Sieben Jahre ist es her, dass der *stern* Tristan Meier erstmals traf. Damals, an einem Sommertag in einer Kleinstadt zwischen Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen, hatte er jeden Happen am Büfett eines Chinarestaurants verschlungen, fast ohne zu kauen, danach noch zwei Schokobecher in einer Eisdiele. Er wohnte in einem Heim für Menschen mit geistiger Behinderung. Da war er 24. ➤

* Name von der Redaktion geändert

„Wann kommt ihr wieder?“, fragte Meier damals zum Abschied. Als der Wagen auf einer Allee von der Einrichtung wegfuhr, zeigte der Rückspiegel Meier auf einer Schaukel, wie er grimmig höher schwang, immer höher, zur Abendsonne hinauf.

Dreieinhalb Jahre ist es her, dass er all das hinter sich ließ.

An diesem nebligen Morgen im Sauerland, als er seine Wohnung verlassen hat, um mit dem Bus zur Arbeit zu fahren, steuert er einen Geldautomaten an. Erst seit ein paar Monaten hebt er allein ab. Er arbeitet in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung, 38 Stunden in der Woche, 180 Euro im Monat. „Aber das kann sich ja ändern. Da ist noch Luft nach oben!“

Meier lacht.

Vorhin hat er sein Hörgerät ins Ohr gesetzt, sich einen Kaffee gebrüht, ein Brot mit Kräuterquark gemacht, frischen Chili darauf verteilt. Er hat langsam gegessen. Nicht geschlungen. Später will er eine Lichterkette kaufen, für daheim. Beim Blick auf den Kontostand sagt er: „Wird nur für eine Kurze reichen.“ Aber besser als alles, was früher war.

Die meisten Jahre seines Lebens hat Meier in einem toten Winkel verbracht. In einem System, das blind war für das, worunter er litt. Taub für den Alarm, der stets in seinem Kopf schrillte. Gleichgültig gegenüber der Tatsache, dass er überall um sich herum Gefahr vermutete. Niemand sah, dass ein Gen gehemmt war durch das Grauen seiner frühen Kindheit; niemand wusste, dass deswegen sein Gehirn dauerhaft überflutet war vom Stresshormon Cortisol. Niemand bemerkte den geschrumpften Hippocampus, die Schaltstelle der Gefühle und Erinnerungen, und die gewachsene Amygdala, zuständig für das Aufspüren von Bedrohungen.

Das System schenkte seinen Bindungsstörungen, Anpassungsstörungen, Verhaltensstörungen keine Beachtung. Ein gibt ein Fachwort für das, worunter Meier leidet: Entwicklungstraumastörung, abgekürzt ETS. Sie ist so was wie ein Überlebensmodus, in den Kinder schalten, die wiederholte Traumatisierungen erleiden. Etwa durch Vernachlässigung, Gewalt oder Missbrauch. Was genau Meier erlebte, weiß bis heute niemand, auch er selbst nicht, der sich nicht erinnern kann. Auf jeden Fall widerfuhren ihm Vernachlässigung, Gewalt und Missbrauch.

63 700 Kinder in Deutschland erlitten im Jahr 2023 Ähnliches. Ein neuer Höchststand – und nur die von den Jugendämtern gemeldete Zahl. Die Dunkelziffer schätzen die Behörden viel höher ein. Der niederländische Psychiater Bessel van der Kolk nennt ETS eine „versteckte Epidemie“. Schätzungen zufolge leben 1,5 Prozent aller Kinder in Deutschland mit dieser Störung. In entsprechender Behandlung sind die wenigsten.



Im Februar 2008 berichtete der *stern* erstmals über Tom, damals 11 Jahre alt. Im Januar 2019 traf der *stern* Tom wieder



Vorher, nachher: Tristan bekam vier Jahre lang Medikamente, die ihn aufschwemmten, ihm aber nicht halfen. Als er sie absetzte, nahm er ab – und fand in ein besseres Leben

DER EINE BRUDER BEKAM, WAS ER BRAUCHTE. DER ANDERE NICHT

Wissenschaftlich betrachtet ist ETS eine Unterkategorie der komplexen Posttraumatischen Belastungsstörung, bekannt unter dem Kürzel PTBS. Oft leiden Soldaten darunter, die im Krieg waren. Die Literatur zu dieser Erkrankung bei Erwachsenen füllt Regale. Anders bei Kindern.

Der Niederländer van der Kolk hat ihre Leiden genau durchleuchtet; dafür nahm ihn das „Time“-Magazin in die Liste der 100 weltweit einflussreichsten Personen in der Kategorie „Gesundheit“ des Jahres 2024 auf. Doch im von der WHO erhobenen internationalen Katalog der Krankheiten steht ETS bislang nicht. Und was dort nicht steht, wird kaum behandelt. Das Leiden aber wächst.

Deutlich wird das nicht nur in Meiers Schicksal, sondern auch in dem seines Bruders. Die beiden Jungen erlebten wohl das gleiche Grauen, sie stolperten aus derselben Dunkelheit hinein ins Leben. Dann trennten sich ihre Wege. Der eine bekam, was er brauchte, und fand ins Helle. Der andere nicht.

Das Schicksal des einen zeigt, was möglich ist, wenn ETS erkannt wird. Das Schicksal des anderen offenbart, welche Abgründe sich auftun, wenn nichts erkannt wird.

Der Linienbus braucht 26 Minuten für die Fahrt zu Tristan Meiers Arbeitsstelle. Die Werkstatt für Menschen mit Behinderung am Rande der Stadt liegt im Schatten kahler Hügel. Dort schnappt Tristan sich den Rasenmäher und zieht seine Bahnen rund um den roten Ziegelbau. Das konnte er vor einem Jahr noch nicht, da ließ er wegen seiner Schreckhaftigkeit die Finger vom Benziner.

Nach dem Mähen wechselt Tristan ins Gewächshaus. Er inspiziert ein Beet voller Sternblumen, „die sind alle ein wenig welk“, murmelt er. Dann widmet er sich mehreren Reihen von Stiefmütterchen. Er legt eine neue Folie über sie, „auf der alten war Moos, das ist nicht gut. Da kommen dann Pilze und Krankheiten.“

Er hat inzwischen die Kraft, sich um etwas zu kümmern. Die fehlte ihm lange. Vielleicht auch, weil es kaum jemanden gab, der sich um ihn kümmerte. Als Tristan vor seiner Mutter gerettet wurde, dürfte dem Staat bewusst gewesen sein, in welcher Not der damals kleine Junge sich befand. Das war im Jahr 1998. Danach scheint der Staat die Not vergessen zu haben.





Tristan in der Werkstattgärtnerei und beim Einkauf. Kleines Foto links: Merkzettel, der einige Zeit an seinem Arbeitsplatz in der Werkstatt hing



Im Jahr 2002, im Alter von acht Jahren, wurde Tristan als lernschwach eingestuft, mit einem IQ zwischen 66 und 85. Eine Therapie bekam er nicht, obwohl ein Psychologe sie für „dringend“ geboten hielt, wie aus einem Jugendamtsbericht hervorgeht.

In den Jahren danach besuchte Meier eine Förderschule, die er später ohne Abschluss verließ, und lebte in wechselnden Wohngruppen. Er sagt heute, dass ein Betreuer ihn mal gezwungen habe, Katzenbabys zu ertränken, „da war ich so zehn“. Eine Entwicklungsverzögerung wurde attestiert, „keine weiteren Gesundheitsstörungen“. 2009 stand in einem Bericht: „Tristan fühlt sich nach wie vor sehr wohl und heimisch in der Wohngruppe.“

Es steht dort auch: „Zu erwähnen ist noch, dass es am 23.4.09 einen sexuellen Übergriff eines älteren Jugendlichen auf Tristan gegeben hat.“ Zu dieser Zeit war Tristan Meier knapp 15. Wenig später im Hilfeplan des Jugendamts: „Der Vorfall des sexuellen Missbrauchs hat Wirkungen gezeigt. Er zeigte in der Schule auffälliges Verhalten.“

Dann verliert sich der Missbrauch in den Akten. Es ist die Zeit, in der Tristan Meier „leicht gereizt reagiere und aufbrause“, wie es in einem Gerichtsgutachten heißt, und „heftige Impulsdurchbrüche“, also gewaltige Wutanfälle, erleide. Ein Kinderhospital diagnostizierte eine „kombinierte Störung des Sozialverhaltens & der Emotion“.

Eine Therapie aber bekam Tristan Meier noch immer nicht. Stattdessen: Medikamente. Im Gerichtsgutachten von 2009 steht, das sei „sicherlich vonnöten“, jedenfalls „zwischenzeitlich“ und in „angemessenem Ausmaß“. Eine Ärztin verschrieb nach einem mehrwöchigen stationären Aufenthalt drei Jahre später gut ein halbes Dutzend Pillen täglich: Mittel gegen Schizophrenie und Anfallsleiden, gegen Parkinson und Angst- sowie Erregungszustände. Es waren Neuroleptika, im „Off-Label-Use“ verschrieben, eigentlich nicht für Leiden wie die von Tristan Meier gemacht. Aber gegen Impulsdurchbrüche hilft nichts anderes. Die Pillen stellten Tristan ruhig.

EINE ÄRZTIN VERSCHRIEB VIELE PILLEN, DOCH SIE LINDERTEN SEIN LEIDEN NICHT

Vielleicht wurden sie deshalb nicht wieder abgesetzt. Im Juni 2013 schrieb eine psychologische Praxis, Tristan Meier wirke „im Alltag insgesamt lenkbarer“. Er war inzwischen 19 Jahre alt und wohnte in einem Heim für behinderte Menschen. Vier Jahre lang hatte er Medikamente genommen. Seine Zunge, sagt er heute, habe ihm schwer im Mund gelegen. Die Gesichtsmuskeln seien eingefroren gewesen und hätten die Ohren weniger belüftet. Ein Hörschaden entstand. Auch den bemerkte niemand.

Wenn Tristan Meier nach Hause kam, so erzählt er, zog er die Gardinen zu und versank im Computerspiel „Zelda“, wo er durch andere Welten ging. „Ich mag das, es ist voller Fantasie und mit wenig Gewalt“, sagt er. „Blut will ich nicht sehen.“

Meier zog sich zurück.

„Die Tabletten wirkten nicht“, erinnert er sich. „Wütend war ich trotzdem.“ Im Garten der Werkstatt im Sauerland schraubt er jetzt einen Sprühkopf auf einen Schlauch. In hohem Bogen spritzt Wasser auf ein Beet bitter duftender Pelargonien, Sorte „Dark Red“. „Die müssen alle gleich viel abkriegen“, sagt er. In der Tröpfchenwolke bildet sich ein Regenbogen.

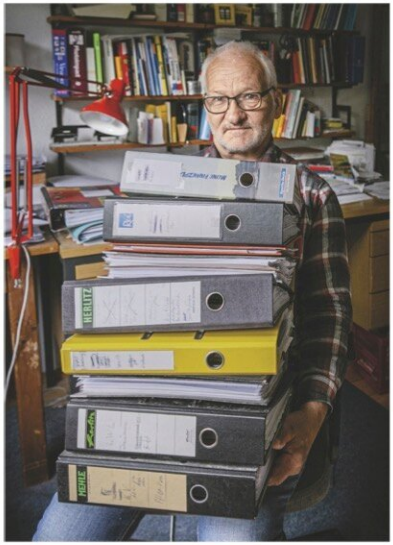
Er wendet sich den Kartoffelpflanzen zu und zieht eine nach der anderen aus dem Beet. Seine Gruppenleiterin nähert sich. ➤

„Ab zum Mittagessen“, sagt sie. „Oder willste die Kartoffeln hier roh?“ Beide grinsen. Die Wut des Unverstandenen wirkt in diesem Moment weit weg.

Nicht einmal er selbst wusste von seinem Hörschaden, bevor er ein Hörgerät bekam. Die Missverständnisse häuften sich. Meier erinnert sich an Streits über seinen Fernsehkonsum und das Computerspielen. „Ich habe versucht zu diskutieren“, sagt er. „Hab aber irgendwann nur noch geschrien.“

Die Welt muss ihm unverständlich gewesen sein.

Der *stern* hat Tristans damalige Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie kontaktiert, ein Gespräch lehnte sie ab. Die heilpädagogische Einrichtung, in der Tristan zwischen 2014 und 2021 wohnte, antwortet auf Fragen schriftlich. „Es gab mehrere Kontrollen beim HNO-Arzt“, heißt es, „mit dem Ergebnis, dass das Hörvermögen eingeschränkt war, aber keine Notwendigkeit für eine Operation oder ein Hörgerät gesehen wurde.“



Noch im April 2021 vermerkte die Ärztin: „Vorrangiges Ziel ist die Sicherung der Medikamenteneinnahme.“ Die Einrichtung hielt fest, „dass er Türen knallt, auf den Tisch schlägt, sich dann letztendlich auf den Boden setzt und bitterlich weint“. Tristan verweigerte sich offenbar mehr und mehr. Die Einrichtung beschreibt gegenüber dem *stern* „Lärmbelästigung über Wochen, wiederholte massive Bedrohungen und Beschimpfungen der Mitarbeiter und der anderen Mitbewohner sowie andauerndes aggressives Verhalten und Handgreiflichkeiten“. Nach mehreren Abmahnungen wurde Tristan gekündigt.

Er stand vor dem Nichts. Sein Pflegegrad war seit 2017 nicht überprüft worden, der Behindertenausweis abgelaufen, er fand keine Beschäftigung. In Leistungstests hatte sein IQ abgenommen. Zuletzt lag er noch bei 60, zwölf Basispunkte weniger als 19 Jahre zuvor. Vielleicht wäre er endgültig durch den sozialen Rost gefallen, hätte es nicht einen Menschen gegeben, der ihn zumindest ansatzweise verstand: seinen Bruder Tom. Die beiden hatten sich 2013 zum ersten Mal seit der frühen Kindheit wiedergesehen, neue Bande geknüpft, sich besucht, Kontakt gehalten. Im Gegensatz zu Tristan Meier war der Bruder nicht in Heimen aufgewachsen, sondern bei Pflegeeltern: bei Klaus und Anke Müller*.

„In der Akte stand nur, dass er vernachlässigt worden war“, sagt Anke Müller heute. Sie und ihr Mann, inzwischen beide Mitte 60, konnten keine Kinder bekommen und entschieden sich für die „Pflege“. Der dreieinhalbjährige Tom, so erzählen sie es, konnte anfangs keine drei Schritte gehen, sprach keine 30 Wörter, sagte aber: „Nichts in den Po stecken.“ Auf die Tapete seines Zimmers malte er Genitalien.

Klaus Müller gab seinen Job als Seefahrtlehrer auf und kümmerte sich um das Kind. Anke Müller arbeitete weiter als Beamtin im gehobenen Dienst einer Kreisbehörde. Die Familie erstritt für Tom viel Förderung, etwa eine Psychotherapie noch vor der Pubertät, die offenbar half, den Hass, den er spürte, zu verarbeiten. Der *stern* berichtete zweimal über Toms zweites Leben, 2008 und 2019. Und begegnete im Jahr 2018 erstmals Tristan Meier.

Im Wohnzimmerregal der Müllers steht ein Buch mit dem Titel „Sie hielten stand“. Die Eheleute hatten es nicht leicht mit dem Kind, das sie als ihr eigenes aufgenommen hatten. Tom habe gebockt, ständig ihre Liebe getestet. Freunde von ihnen meldeten sich nicht mehr. Anke Müller erlitt einen Burnout, sie sagt:

2017 LAG TRISTANS INTELLIGENZ-QUOTIENT NUR NOCH BEI 60

„Wir sind immer noch dabei, uns als Paar zusammenzuraufen.“

Klaus Müller spricht von einem Panzer, den er gebildet habe, um alles wegzuschieben und Tom zu schützen. Er sagt: „Ich weiß nicht, ob ich ganz junge Crashkids wie damals Tom noch einmal nehmen würde. Hab viel verloren.“

Trotzdem stimmte Müller zu, als ihn der inzwischen erwachsene Ziehsohn im Jahr 2021 fragte: „Kannst du Tristan helfen?“ Müller wurde sein gesetzlicher Betreuer. Er und seine Frau nahmen Tristan Meier im November 2021 auf, vorübergehend. Sie leiteten eine Wende ein, von der Meier sagt: „Es kommt mir vor wie ein Traum. Ich hoffe nur, dass ich nicht aufwache.“

In der Stadt im Sauerland ist es Nachmittag geworden, Tristan Meier schaut nach der Arbeit bei Müllers vorbei. Ein weiß verputztes Haus oberhalb der Altstadt, davor, wie bei allen anderen in der Straße, ein akkurat gemähter Rasen. Im Wohnzimmer legt Klaus Müller einen Papierstapel auf den Tisch, 493 Gramm schwer: Arztberichte aus den zehn Monaten zwischen November 2021 und August 2022, in denen Tristan Meier bei ihnen wohnte.

Sie schoben auf eigene Kosten eine logopädische Behandlung an und fuhren mit ihm nach Hannover zum Deutschen Hör-Zentrum. Dort untersuchte man Tristan in einer schalldichten Kammer, und nach zwei Wiederholungen fand man heraus: Er verstand nur die Hälfte aller Testworte. Müllers suchten eine Psychotherapie, kamen nur auf Wartelisten, die Zeit aber, so fühlten sie, drängte. Daher investierten sie in eine Traumatherapie. Und überredeten die Ärzte, die Medikation abzusetzen.





Klaus Müller nahm mit seiner Frau einen der beiden Brüder auf; viel später vorübergehend auch den zweiten. So begann ein Kampf um Gutachten und Belege



Wohnhaus von Tristan Meier (o. l.)

Tristan und Tom in einem geschwindigkeitsgedrosselten Elektrowagen

Ehepaar Müller: „Noch immer dabei, uns als Paar wieder zusammenzuraufen“

Meier nahm 20 Kilo ab, von Aggressionen keine Spur. Er sagt: „Ich bin jetzt wacher.“

Zwei Sozialarbeiter der Diakonie begleiteten Meier in jenen zehn Monaten bei Müllers, vier Stunden in der Woche. Sie sahen rasche Fortschritte und vermittelten einen Arbeitsplatz in der Werkstatt vor Ort. In ihrem Abschlussbericht im August 2022 konstatieren sie „steigende Lebensfreude“, eine „deutliche Verbesserung seiner Wahrnehmung“ und „gute Integration“ in der Werkstatt. Er könne „noch vieles lernen, was in der Vergangenheit vernachlässigt worden ist“.

Weil die Erkrankung ETS nicht im Diagnosekatalog steht, wird sie kaum genannt; auch bei Tristan Meier nicht. Es ist ein nicht leicht fassbares Konzept mit vielen Faktoren, die allesamt bei ihm zutreffen: eine Kette traumatisierender Erfahrungen, die wohl seine Entwicklung hemmten. In der Fachwelt hat sich die Diagnose ETS weitgehend durchgesetzt. Nur in der Gesundheitspolitik nicht.

Anke Müller sagt, sie verstehe nicht, warum Profis über Jahre hinweg solche Probleme gehabt hätten, Tristan Meier zu helfen.

„ICH HAB VIEL VERLOREN“, SAGT DER PFLEGEVATER

Tristan selbst zieht die Brauen hoch. „Anfangs war es für mich bei euch schwierig mit dem Vertrauen“, sagt er. „Stieg ungern in ein Auto, wollte immer wissen, wohin es geht.“ Er steht auf und schüttelt sich. „Schon spät, ich muss los.“

Warum schaffte ein älteres Ehepaar, woran der deutsche Staat mit seinem gewaltigen Gesundheitswesen jahrelang offenkundig gescheitert war?

Anruf bei Norika Creuzmann, Fraktionsgeschäftsführerin der Grünen im Landtag von Nordrhein-Westfalen und langjährige Mitarbeiterin eines autonomen Frauenhauses. „Es ist schwer, seelische Behinderungen festzustellen“, sagt sie, „das treibt mich seit Jahren um.“ Jugendämtern und Einrichtungen fehlten häufig Zeit und leider auch immer wieder die Sensibilität dafür. Kinderschutz müsse endlich Pflichtbaustein in verschiedenen Studiengängen werden. Leider diagnostizierten Ärzte statt einer ETS immer wieder die Aufmerksamkeits- und Hyperaktivitätsstörung ADHS, „und damit kratzen sie allerhöchstens an der Oberfläche“.

Einen Schritt weiter geht Martina Huxoll-von Ahn, die stellvertretende Geschäftsführerin des Deutschen Kinderschutzbundes: „Hilfe für diese Kinder und Jugendlichen läuft über viele verschiedene Behörden und Träger“, sagt sie. „Statt dieser Zersplitterung brauchen wir eine inklusive Jugendhilfe aus einer Hand.“

An der Busshaltestelle schaut Tristan Meier auf eine Litfaßsäule in der Ferne. „Wenn Klaus und Anke nicht gewesen wären“, sagt er. Seine Stimme stockt. Was dann? „Mit Klaus und Anke wird es leicht. Aber sie haben so viel getragen. Ich will, dass es ihnen gut geht. Ich spüre wieder mehr meine Gefühle, positive und negative.“ Nieselregen setzt ein. Eine Straßenlaterne leuchtet auf. Welche negativen? „Ich gebe keinem die Schuld. Aber da bleibt was. Meine Mama konnte wohl nicht anders, ich hab keine Erinnerung. Aber das alles durfte sie nicht.“

Und als er von ihr weg war? „Die hätten mehr hingucken sollen, was man so braucht. Was ich will.“

Bevor er in den Bus R21 steigt, sagt er, dass er loslassen könne. Er sagt nicht, was genau. „Muss ja. Ich will da weiter raus. Normal leben wie alle, mit einem echten Job.“ Eine Beziehung führen, Kinder kriegen? Er grinst. Zieht seine Augenbrauen hoch, das macht er oft, und antwortet: „Nee. Irgendwann läuft das auf ➤



Bruderherz: Tristan Meier und Tom Müller wohnen im Sauerland, nur 200 Meter voneinander entfernt

Scheidung hinaus, das will ich nicht. Und mit Kindern werd ich rasch nervös."

Tristan Meier wohnt heute in einer Straße, in der sich Schicksale aneinanderreihen, die ihm vertraut sein dürften. Eine Heimat für einen Heimatlosen. 70 Menschen mit Behinderung leben in dieser und den angrenzenden Straßen. Eine Initiative hat Wohnungen in Mehrfamilienhäusern angemietet, meist für Wohngemeinschaften. Zehn Prozent der Bewohnerinnen und Bewohner haben eine seelische Behinderung wie ETS. Es ist das einzige Projekt dieser Größe in Deutschland, das sich über das sogenannte Persönliche Budget finanziert, Geldleistungen des Staates, mit denen Menschen mit Behinderung sich Hilfe selbst einkaufen können.

Seit Juli 2022 wohnt Tristan Meier hier in einer WG mit einem Rentner. Sein Bruder hat Monate später eine Wohnung bezogen, die nur 200 Meter entfernt liegt. Am frühen Abend, nach dem Besuch bei den Müllers, legt er seinen Ellenbogen auf die Schulter seines Bruders, gemeinsam laufen sie durch ihre Straße.

„Fußballtraining gleich?", fragt Tom Müller.

„Zu müde."

Na ja, murmelt der Bruder, wenigstens spiele Tristan besser, „seit das nicht mehr mit den Tabletten ist".

„ICH WILL NORMAL LEBEN WIE ALLE, MIT ECHTEM JOB", SAGT TRISTAN

Auf Vermittlung des *stern* wurde Tristans IQ vor Kurzem erneut getestet, bei einem Kinder- und Jugendpsychiater in München. Klaus Werner Heuschen attestierte Werte von „im Bereich der Normalbegabung bei Wegfall der Zeitbegrenzung". Seine fachärztliche Stellungnahme empfiehlt: „Aufhebung/Einschränkung der gesetzlichen Betreuung prüfen angesichts Normalbegabung im logischen Denken/Wahrnehmungsorganisation und Sprachbegabung im Bereich einer leichten Lernbehinderung." Anzeichen für eine Aggressivität fand der Psychiater nicht.

Heuschen sagt: „Bei Tristan musste es so laufen, weil das System so ist." Seit Jahren schreibe er im Schnitt jeden Monat eine Aufsichtsbeschwerde, gegen Heime oder Rektoren. Er kann von einem Jungen erzählen, der in der Kita eineinhalb Jahre lang in die Besenkammer gesperrt worden sei, oder von einem Jugendamtsleiter, der ihn seit fünf Jahren nicht zurückrufe. Sein Vertrauen in das Menschliche im Menschen, sagt er, sei über die Jahre geschwunden: „Es braucht generell mehr Kontroll- und Haftungsfunktionen."

Am nächsten Morgen steigt Tristan Meier vor seiner Haustür in einen Wagen. Klaus Müller fährt ihn zur Traumatherapie. Während der Fahrt übt Meier mit einer App für den Mofa-Führerschein, er ist bei Frage 330: Wie lange kann Haschisch im Urin nachgewiesen werden? „Ich trink nicht mal Alkohol", sagt er, „davon werde ich emotional."

In der Praxis nimmt Tristan Meier Platz auf einem Sofa. Über ihm hängt das Foto einer hellgrünen Welle, mit weißer Gischt unter blauem Himmel. Meier zieht die Schuhe aus, kratzt sich. Mit dem Ende der Medikation melden sich Nervenzellen zurück, es kribbelt, er spürt seinen Körper neu. Jetzt aber ist er hier, um anderes hervorzuholen. Eine ETS lässt sich therapieren, wenn man sich den Erinnerungen stellt, ihr Gewicht misst – und auch den Erfolg, das Erlittene überlebt zu haben.

„Das waren ja viele Gefühle, die Sie in den letzten Sitzungen zeigen konnten", sagt der Therapeut Christian Wanjek. – „Ja", sagt Meier, „vor allem Wut und Zorn." Wanjek sucht in der Therapie mit Meier einen Ort für all die verschütteten Gefühle und Erinnerungen. Damit sie nicht unkontrolliert herauspurzeln, wie wenn man einen vollgestopften Schrank öffnet. Das reduziert die damit verbundenen Emotionen. Die Verarbeitung einer Biografie hilft, eine Rolle im Hier und Jetzt zu finden.

Das einzige Bild seiner Mutter warf Meier vor ein paar Monaten weg.

Nach der Sprechstunde fahren Klaus Müller und Tristan Meier zurück. Als Meier vor seinem Haus aussteigt, ist er bei Führerscheinfrage 333 angelangt. Müller schaut ihm nach, wie er zur Haustür geht. Er wäre wohl nie gesund geworden, sagt Müller. „Und dann kommen wir und regeln das. Furchtbar." Ein letzter Blick, den Daumen hoch. „Furchtbar."

Dann schließt Tristan Meier die Tür auf und tritt über die Schwelle. In sein Zuhause. ✖



Eine Verkettung von Zufällen führte **Jan Rübel** zu dieser Geschichte. Er und Fotograf **Sascha Montag** begleiten den Fall der Brüder Tristan und Tom inzwischen seit vielen Jahren